

Festlich leuchtet der "Ameristar"

Weihnachten 1997 im Mittleren Westen der USA

Wir sind gelandet. Ich bin das erste Mal in Omaha, Nebraska, am Westufer des Missouri Rivers. Wie magisch angezogen steure ich sofort auf einen mit Werbefotos beklebten Verkaufsstand zu, an dem den Touristen das 'weltberühmte Beef' aus Omaha in farbenprächtigen Paketen und großen rustikalen Holzkisten angeboten wird. Die Furcht vor Rinderwahnsinn, die gerade in Europa herrscht, ist nicht bis hierher gedrungen. Hier brauche ich meinen noch nicht ganz vergessenen Appetit nach einem ordentlichen Steak nicht zu zügeln. Ich freue mich schon auf ein gemütliches Weihnachtsessen mit Freunden im Mittelwesten der Vereinigten Staaten.

Es ist der erste Weihnachtstag. Ich komme mit der Billigfluglinie Southwest Airlines aus Chicago im weihnachtlich geschmückten Flughafen hier in Omaha an. Eine Stunde Flug für 81 Dollar, davon kann man in Europa nur träumen! Weder hier in Omaha, Nebraska, noch jenseits des Flusses in Council Bluffs, Iowa, rieselt weihnachtlich der Schnee. El Niños' wärmende Auswirkungen sind bis hierher vorgedrungen. Auch heute früh im sonst so kalten Chicago war keine weiße Weihnacht in Sicht. Kurz vor meiner Abreise eilte ich noch auf den deutschen Christkindlmarkt vor dem Chicagoer Rathaus. Wieso denn Christkindlmarkt? Es geht natürlich global in Chicago zu, auch deutsch. Ohne zu frösteln trank ich einen Glühwein. Gehört ja eben dazu. Von der Bude nebenan noch schnell eine echte Stolle aus Oederan, Sachsen, geholt, als Mitbringsel für meine Freunde in Idaho. Der Weihnachtsbaum inmitten der Buden ragte in super-Größe hoch. Trotzdem erschien er klein vor den Wolkenkratzern. Kein Wunder, dass die deutsche Tradition hier Anklang findet. Ich hörte, dass auch heutzutage noch wenigstens die Hälfte der Einwohner Chicagos deutsche Vorfahren haben. Bisher traf ich jedoch nur wenige, die sich als deutschstämmig ausweisen wollten, denn im Vergleich zu den vielen anderen Ethnien, auf die die Stadt so stolz ist, und deren Nachbarschaft durch ihre Volksgruppen geprägt ist, sind die Deutschenstämmigen zum großen Teil unsichtbar assimiliert und haben meist ihre als deutsch erkennbare Vorkriegsnachbarschaft mit den deutschen Metzgern und Bäckern verlassen. Als feindzugehörig hatten sie nach den zwei Weltkriegen guten Grund, nicht auffallen zu wollen. Manche änderten sogar ihre Namen, sprachen nur noch Englisch. Nach 1945 sahen sich viele Deutsche in den USA sowieso als Weltbürger. So wie ich. Auch der Kapitalismus verhält sich hier sensibel was das Deutsche anlangt: Seit langem versuchen wieder viele deutsche Firmen in den Vereinigten Staaten festen Fuß zu fassen. Sie möchten jedoch nicht des schleichenden Neokolonialismus verdächtigt werden. Die 'Krauts' sind immer noch Faschismusverdächtig, und so halten deshalb die Firmen ihre deutschen Wurzeln gerne verdeckt, wie z.B. Siemens oder Braun bei ihren Großwerbungen im Fernsehen und auf Billboards.

Den Veranstaltern des Christkindlmarktes—die interessanterweise meistens aus den neuen Bundesländern stammen und mutig auf das US-Geschäft zählen—entging es leider, dass die amerikanischen Weihnachtsbäume schon seit einiger Zeit nicht mehr so vielfarbig 'krass amerikanisch' herausgeputzt sind wie ihrer hier, sondern eher 'dezent europäisch' beleuchtet

werden. In dem weißen, geschmackvollen Lichtermeer der 'Miracle Mile', der eleganten Michigan Avenue in Chicago, wird z.B. eine schier unendliche Käuferwelle kurz vor dem Fest in die teuersten und elegantesten Geschäfte geschwemmt. Ich tauche in eine wachsende Welle von Menschen ein, die auch mich buchstäblich erfasst und willenlos doch freudig hin- und her schwemmt. Deutlich lassen sich dieses Jahr die Verkaufszwänge der Chicagoer Einzelhändler erkennen, denn schon vor dem Fest werden fast alle ihre Schätze mit Ermäßigungen zu 50 oder 60 Prozent gewissermaßen 'verschenkt'. Eine weniger liberale Marktstrategie legen die sächsischen Händler auf dem Christkindlmarkt zutage. Die meisten verkaufen auch am letzten Tag kaum etwas zu den hier gewohnten herabgesetzten Preisen, und so war der Absatz, wie gemunkelt wird, nicht ganz zufriedenstellend. Viele schöne handgeschnitzte Weihnachtsfiguren warten noch auf den Auslagen. Wird diese neue, seit zwei Jahren bestehende deutsche Tradition des Christkindlmarktes fortgeführt? Es wäre schön, denn in einer global ausgerichteten Stadt wie Chicago ist er ein willkommenes deutsches Kultursplittchen. Immerhin sehen sich 45 Millionen US-Amerikaner als Deutschamerikaner, und sind damit die größte ethnische Bevölkerungsgruppe in den USA.

Diese Gedanken gehen mir durch den Kopf, als ich am Flughafen Omaha, Nebraska, meine Gastgeber treffe. Wir fahren mit dem Auto durch die Stadt und überkreuzen den Missouri River, der hier die Staaten Nebraska und Iowa trennt. Auf der östlichen Seite, in Iowa, liegt Council Bluffs, eine Stadt, von der ich noch nie gehört hatte und die eine Autostunde von der Hauptstadt Lincoln, Nebraska, entfernt liegt. Als ich Mitte des Jahres in Deutschland Touristen-Information über den mittleren Westen und insbesondere über diese Gegend suchte, fand ich absolut gar nichts. Auch Chicago schien immer mit Schlachthäusern, Al Capone und dem Playboy-Mansion verknüpft. Erst im Herbst kam die deutsche Zeitschrift GEO mit einem guten Überblick und informationsreichem Material zu Chicago heraus. Wie schön erscheint diese Stadt auf Glanzpapier im Journal. Aber auch in Wirklichkeit bestätigt sich ihre Vorzüge! Die Architektur scheint fast mystisch attraktiv, besonders vom Boot aus während einer Fahrt auf dem Chicago River. Mies van der Rohe wirkte in der Stadt und auch andere Exilanten sowie einheimische Architekten entwickelten die Bauhaus-Tradition weiter. An fast jeder Straßenecke überrascht eine atemberaubende bautechnische Schönheit. Obgleich im Zentrum der Stadt das urbane Leben pulsiert, bietet gleich nebenan das Ufer Lake Michigan Parks, Badestränge und kilometerweite Wege für Spaziergänge und Fahrradtouren. Chicago entpuppt sich für viele als die bessere Alternative zu New York. Es ist billiger hier und man kann abends zu Fuß in eine der vielen Blues- und Jazz-Kneipen gehen. Die Innenstadt habe ich als sicher erfahren, da ja immer Autoverkehr herrscht. Die andere Seite von Chicago, die schreckliche Seite, die traurige und gefährliche Seite, wo Verarmte wohnen, wo halb verfallene Häuser stehen, wo Jugendbanden dominieren, wo geschossen wird, darf nicht vergessen werden. Eine gespaltene Gesellschaft bleibt wohl deshalb bestehen, weil sich Politiker hauptsächlich um ihren Eigennutzen kümmern. "Streetwise" heißt die Zeitung der Obdachlosen hier. Eine vernünftige Politik ist nicht in Sicht. Aber was die Kultur anlangt, was Touristen mögen, gibt es hier auch in Fülle. Das weltberühmte Symphonieorchester, das einmalige Art Institute, Hunderte von kleinen und großen Bühnen die New York fast schon den Rang abgelaufen haben, was innovatives Theater anlangt. Nach der Vorstellung nehme ich aber doch lieber eines der Tausende von Taxis, die das Stadtbild bestimmen und die nicht viel mehr kosten als der Bus.

Doch was ist los in Nebraska und Iowa? Wir sind nur kurz hier. Was gibt's hier? Nun, zum einen den 'Omaha World-Herold', eine Tageszeitung, die auch Council Bluffs mit Nachrichten beliefert. Der Name der Zeitung mit dem globalen Anspruch überzeugt mich. In der Ausgabe, die ich kaufe, gesteht man ehrlich, "vor zehn Jahren war die Chance, hier einen Touristen zu finden, so selten wie die Gelegenheit, einen Glücksspielautomaten zu erblicken. Jetzt hat die Stadt beides, aber die Beziehung zueinander ist nicht so klar, wie es auf den ersten Blick erscheint." Doch die allgemeinen Touristen-Attraktionen der 'Midlands', die aufgezählt werden, haben kaum die magische Anziehungskraft eines Freizeitparadieses: Boys Town, Henry Doorly Zoo, das historische General Dodge House und die Loess Hügel im Westen von Iowa. All das löst ein Gähnen aus. Die 142 Touristen-Busse, die man im nächsten Jahr in Council Bluffs erwartet, müssen also eher etwas mit den drei neuen, großen Spielkasinos zu tun haben, die erst seit drei Jahren auch von riesigen Parkplätzen voller Autos mit ortsfremden Nummernschildern umringt sind. Die Anzahl der Hotelzimmer hat sich in den letzten zwei Jahren fast verdoppelt, von 1.000 auf knapp zweitausend. Das ist vielversprechend.

Mit dem Auto meiner Freunde durchqueren wir, von mir fast unbemerkt, die Council Bluffs Innenstadt. Nur ein paar höhere Häuser markieren das kleine Zentrum. Darunter Filialen der Bank of America, Holiday Inn, McDonalds, Pizza Hut, Texaco Tankstellen, die den Touristen signalisieren, hier kannst du Dich 'zu Hause' fühlen. Wenig Fremdes wird Dir Angst einflößen und so den Konsum anregen. Ein globales amerikanisches Zuhause gibt es schon fast überall mit diesen heimisch bekannten Zufluchtsorten. Die Vorstadt ist jedoch das alte Amerika: weiße Einfamilienhäuser an sanfte Abhänge gelehnt, den Bluffs. Weitläufige Gärten rundherum, hier nun doch ein wenig weiß berieselt. Es wird dunkel, viele Häuser und Bäume werden zunehmend mit festlichen Lichterketten beleuchtet, hier noch meistens amerikanisch bunt. Doch beruhigend, idyllisch, erschwänglich.

Meine Freunde freuen sich, denn der Weihnachtstag wird nicht durch Kochen und Abwaschen verkürzt. Der Tag des tellergroßen Omaha Steaks im lokalen Restaurant, ist gekommen. Doch der Mensch irrt: Nur an zwei Tagen im Jahr geht fast niemand in diesem Land zur Arbeit: Am Thanksgiving-Tag (dem Erntedankfest im November) und am Weihnachtstag, am 25. Dezember. Und heute ist der 25. Dezember. So erwies es sich für uns Unbedarften: nichts ist geöffnet, als wir in der Kälte auf glitschigen Straßen über die dünne Eisschicht herumschlittern, um ein Restaurant zu finden. Nur eine schmuddelige Kneipe namens "Frog's Club" ist offen. Doch ein Blick durchs Schaufenster auf einsame Trauergestalten, die vor Pappbechern und Plastikgeschirr auf den Tisch starren, schreckt uns ab. Zum Glück haben meine Freunde eine Erleuchtung: „Auf, zum Spielkasino, das ist immer geöffnet!“ Das wäre unsere Rettung, denn dort gäbe es nicht nur das beste Essen, sondern es wäre auch das billigste Dinner in dieser Stadt. Jawohl, dort stünden die Leute gerne eine Stunde lang Schlange, um an ein lukullisch aufgetürmtes Buffet zu gelangen. Aber ich sträube mich. Schlange stehen, nein, das bitte nicht, das erlebte ich als Kind schmerzlich in der DDR, der Ostzone. Auch in Disney World in Florida ließ ich ja die mitgebrachten Kinder lieber immer alleine Schlange stehen und las ein Buch in der Parkanlage. Schauen wir mal, höre ich, es lohnt sich sicher, denn es ist ja der

Hauptweihnachtsfeiertag. Die Alternative wäre schließlich Essen im unappetitlichen "Frog's Club" oder im Hotel ein Dinner bestehend aus Kräckern vom Automaten.

Schon von weitem erblicken wir den funkelnden Ameristar, der die Sterne am Himmel überstrahlt: den Ameristar-Casino-Komplex. Ein einziges Lichtermeer blendet uns, das durch die zusätzliche Weihnachtsbeleuchtung fast zu einem einzigen Stern verschwimmt. Hier weist uns heute Abend der alternative Stern von Bethlehem den Weg zum Heil. Pietätlos und kommerziell, vielversprechend, doch unterschwellig lungert die Ausbeutung. Hier werden alle Weihnachtswünsche erfüllt: wohlfeile Hotels, üppige Restaurants, Unterhaltung in Musik-Clubs, Komödienbühne. Hauptsächlich winkt unendlicher Reichtum, bereit zu Mitnehmen im Riesen-Spielkasino mit dem aus Las Vegas bekannten Namen: Harvey's Club. Das neue Heil. Ein Glück, dass ich Agnostikerin bin. Die Empfangshalle erinnert an einen großen, renovierten europäischen Bahnhof der Jahrhundertwende. Nur, dass postmoderne Aspekte, vielleicht etwas zu plump antikisierend, vorherrschen. Großspurige Architektur, vollgestopft mit übergroßen Skulpturen, opulenten Weihnachtsdekorationen, die mein Auge als 'echt' erkennen sollen. Erst beim Anfassen verwandeln sich die Figuren in Plastikgebilde wie auch die roten, getopften *Poinsettas*, die Weihnachtssterne und Kranzgewinde aus Tanne. Es ist alles nur *Trompe d'oeuil*. Höher hinauf, jenseits der Berührung, erscheint alles dann wieder als Wirklichkeit, virtuelle Wirklichkeit, nun aber mit Zweifeln.

Zwanzig Minuten Schlange stehen ist nicht so schlimm. Vor mir wartet geduldig ein älterer Native American—jetzt nicht mehr Indianer genannt—in Blue-Jeans-Hosen und Blue-Jeans-Jacke, die auf dem Rücken in echter Stickarbeit für 'Harvey's Club' wirbt. Die langen, nachtschwarzen zum Pferdeschwanz gebunden Haare verdecken halb die Stickerei. Auf dem Kopf natürlich kein Federschmuck, sondern ein brauner Cowboy Hut. Fantasie oder Wirklichkeit denke ich wartend und übergebe das, was ich sehe, der Fantasie. Wie im modernen Film, wo Indianer und Cowboys nicht immer unterscheidbar sind! Erst nachdem ich diese beeindruckende Erscheinung verarbeitet hatte, bemerke ich die Frau an seiner Seite, die mit ihm flirtet: *Caucasien*, das heißt: weiß, rothaarig, rassig frisiert, sorgfältig geschminkt, auch fast mittleren Alters, bereit schöner Weihnachten zu feiern als in ihrem billigen Wohnwagen. An den Tischen versammelt sich schon lustvoll futternd eine zusammengewürfelte Welt ethnisch verschiedener Weltenbummler. Eine Afro-amerikanische Mutter mit drei kleinen Kindern in Sonntagskleidern links von mir, vier chinesische Männer in Windjacken gerade vor uns, eine angeregt spanisch-sprechende Gruppe mit zwei Teenagern in grünen Trainingsanzügen rechts. Nein, Monte Carlo ist das hier nicht, nirgendwo ein eleganter James-Bond-Typ im Abendanzug, Fliege und gerührtem Martini in der Hand weit und breit. Kein Milieu, das uns normale Sterbliche ausschließt oder in dem wir uns auf Grund finanzieller Nicht-Zugehörigkeit unbehagen fühlen würden.

Dann ist es so weit. Wir zahlen nur 10 Dollar pro Person für alles, was wir essen wollen und stürzen uns auf das in der Tat lukullische Buffet, eine Augenweide. Anderswo müssten wir wenigstens das Dreifache auf den Tisch legen. Die Abenteuerlust hat uns ergriffen. Das Ungewöhnliche dieses Weihnachtstages wollen wir voll auskosten. So essen und reden wir wohl drei Stunden lang, halten uns gütlich an wirklich vorzüglichen Garnelen, Omaha- Steaks, Salaten, Suppen, Gemüse, Salate, Puddings bis wir nicht mehr können und auf der Stelle Neujahrsresolutionen zur Enthaltbarkeit entwerfen. Der Wein muß zwar extra bezahlt werden,

ist aber auch fast umsonst, mit 'Grüßen vom Management'. Hier soll getrunken werden, denn welcher klare Kopf will schon Geld verlieren?

Ja, das Schicksal musste uns kaum vom Speisesaal auch ins Spielkasino drängen. Es wäre ja möglich, sehr viel zu gewinnen. Erst später wurde mir klar, dass die Casino-Säle vom Hotelkomplex auf seltsame Weise getrennt waren: Das Hotel mit Restaurant war am Ufer, aber die Spielräume befanden sich auf einem Schiff, das auf dem Missouri River verankert war. Neckisch, aber es machte keinen Sinn. Meine Freunde klärten mich auf: Das hatte nichts mit kundenfreundlicher Exotik oder besonderer touristischer Attraktion zu tun, sondern mit dem Gesetz: An Land dürfen nämlich keine Glücksspiele gespielt werden. Um dieses Gesetz zu umgehen, müssen diese Schiffe—die aussehen, als ob sie zum Hotelgebäude gehörten—täglich einmal eine Flussfahrt machen, um ihre Seetüchtigkeit zu beweisen. Ach so.

Keine/r von uns ist passionierte/r GlückspielerIn (einen Dreier im Lotto war für mich bisher das große Glück gewesen), was vielleicht daherkommt, dass wir von unseren bürgerlichen oder kleinbürgerlichen Großmüttern und Müttern so eindringlich gewarnt worden waren, diese 'teuflische Leidenschaft' des Glückspiels im Keim zu ersticken. Unsere Väter hatten sich nicht darüber ausgelassen. So lassen wir nur 20 Dollar in Fünf-Pfennig-Münzen umwechseln, um am einarmigen Banditen ein bisschen Wagemut zu zeigen. Vielleicht könnten wir ja unser Buffet-Dinner zurückgewinnen! Noch nie hatte ich mich frei genug gefühlt, mal einfach aus Spaß Geld zu verpulvern. Ja, so dachte ich kritisch beim Anblick all der Hunderte von Glücksspielern die das taten. Sicherlich gehöre ich zu den typischen intellektuellen Materialisten, die sich stattdessen lieber für DM 250 Mark Schuhe kaufen, die dann ewig ungetragen im Schrank herumstehen. Solche Ungereimtheiten gingen mir durch den Sinn, als ich plötzlich eine Münze 200-fach zurückzubekommen. Fast ein Jackpot! Nein, nur zehn Dollar. Ab und zu kommt eine leicht geschürzte Kellnerin vorbei, die kostenlose Drinks anbietet. Mein Kopf ist seltsam leicht. Das kommt sicherlich nicht so sehr vom Wein als von dem unglaublichen Geräusch, daß im Saal der Spielautomaten vorherrscht: Ein überwältigendes, helles, lautes Summen und Klingen dringt pausenlos in mein Hirn ein, füllt meinen ganzen Körper mit Schwingungen. Es erinnert mich an das Geräusch, das der Protagonist K. in Kafkas *Das Schloß* am Telefon hörte. Nur daß ich nicht allein diesem Phänomen ausgesetzt bin. Ich vermute, dass dieses psychologisch erprobte Geräusch die Menschen in eine gespannte Erwartungsstimmung setzt, und daß ich und die seltsamen Figuren, die dicht an dicht vor den Maschinen saßen, uns freiwillig einer Gehirnwäsche unterziehen lassen. So viel traue ich den Kasinobesitzern zu. Die Kellnerin weiß wahrscheinlich, daß sie umsonst sexy gekleidet ist, denn ihre Bewegungen sind abgeklärt. Niemand ist da, meine ich, den sie durch ihre Fleischlichkeit anreizen könnte. Hinter mir bearbeitet ein graues dürres Männlein vom Rollstuhl aus einen 25-Cent-Automaten, dort drüben werfen zwei voluminöse ältere Frauen, die große Hüte tragen, konzentriert Münzen ein, die sie, wie wir alle, aus Pappbechern fischen. Eine junge Frau um die Zwanzig in Jeans und kariertem Hemd gewinnt 50 Dollar mit ihrer ersten Münze und verlässt sofort das Kasino. Aber auch die Dollar-Maschinen sind voll besetzt. Irgendwann dann abends nach elf Uhr wird unsere letzte Münze verschluckt. Mein vernunftgeübtes besseres Ich versagt es meiner verkümmerten kleinen Spielernatur, die bereitwillige Visa-Karte mit wenigstens tausend Dollar zu belasten und am Tisch Roulette oder Black Jack mitzuspielen, wo es um 'wirkliches' Geld ging, wo die Wetten bei hundert Dollar anfangen.

Es war kein Zufall, daß vor mir wieder ein Indianer steht. Hier gibt es noch viele andere Original-Amerikaner, meistens vom Omahastamm aus der Gegend. Schließlich ist auf den Indianer-Reservationen das Glücksspiel gang und gäbe. Es ist gesetzlich erlaubt und soll viele Menschen vor ihrem Kulturverlust und Alkoholismus errettet haben. Da müßte ich nochmal die Tatsachen nachschlagen. Durch dieses lukrative Geschäft konnten sich bisher viele Stämme aus

ihrer Armut befreien und in das kapitalistische System einreihen. Heute sagt man nicht mehr "Indians" sondern "Native Americans," (einheimische Amerikaner), während sogar die Weißen jetzt als Euro-Amerikaner zu einer Gruppe schrumpfen, statt als 'Americans' den nationalen Hauptdiskurs zu beherrschen. An der University of Illinois in Chicago streichen z.B. nur 43 % der Studenten bei der Anmeldung die Rubrik 'Caucasian' (Weiße) an. Vielen Leuten gefällt die ganze Sache mit der PC, der politischen Korrektheit nicht, besonders wenn sie nicht zu den Randgruppen gehören. Aber auch unter ihnen findet man nicht wenige—so ist es ja auch in Deutschland—die das 'politisch Korrekte' en gros verdammen, auch wo es vielleicht angebracht wäre. Es ist schon eine seltsame Ideologiekitterung, wenn die Mitglieder des Ku-Klux-Klan entweder verbal ihren Rassismus weitertreiben wollen oder verlangen, dass man auch gegen sie nichts Böses sagt. Man denkt noch daran, daß es im Jahre 1925 mehr als zwei Millionen Mitglieder des Klans gab. Auch feministisches PC wird verdammt. Der arme, unter Beschuss geratene Hugh Hefner, der große Sohn aus dem mittleren Westen—der nackten Frauen im *Playboy* als Spielzeug vermarktete—fand seine Apologetin in Camille Paglia, (auch in Deutschland als Feministen-Kritikerin bekannt), die ihn als 'Emanzipierer von Frauen' deklarierte. Der arme Hef: als er nach Erfolgen durch seine Glücksspieleinrichtungen in Chicago auch in Atlantic City ein Spielkasino für ca.140 Millionen Dollar erbaut hatte, bekam er am Ende keine Staatslizenz. Die 'moralische Rechte' hatte zugeschlagen. Sein neues Gebäude musste mit Verlust abgegeben werden, und sein Reich verkleinerte sich danach so sehr, daß er sich schließlich schmollend zurückzog und nach einem Schlaganfall in Hollywood—schon die siebzig annähernd—ein um über dreißig Jahre jüngeres Manequin heiratete und nun die traditionellen Werte als treuer Familienvater mit drei kleinen Kindern vorlebt. **Es wird nicht lange halten.**

Traditionelle Familienwerte herrschten lange auf den vielen Farmen in Iowa (noch 2017 gab es 86,900 Farmen), zu denen wenigstens vier Kinder gehörten. So schien es jedenfalls. Doch in letzter Zeit können sich viele Familienhöfe nicht länger halten. Auch Dan, mein Gastgeber, hatte seine Farm ein halbes Jahr zuvor versteigern müssen. Nun ist er Pilot für eine Architekturfirma. Als Weihnachtsüberraschung wollen meine Freunde mit mir eine kleine Flugreise über das verschneite Iowa machen, damit ich die Dimensionen der Agrokultur hier von hoher Warte aus kennenlernen würde. Zuvor sehe ich ein Dokumentar-Video, in dem die 70-jährigen Eltern einer jungen Filmemacherin das Inventar ihres hundertjährigen Bauernhofes versteigern müssen. Die Banken wollen nicht mehr so lange warten, bis sie die jährlichen Schulden, die durch den Kauf des Saatgutes angefallen bezahlen, bezahlen können. Wir steigen in eine zweimotorige Piper-Seneca-Maschine mit Platz für fünf Personen. Die Riesentüren im Hangar öffnen sich automatisch und klappen hoch zum Dach auf, die Motoren sind wie immer im Winter schon vorgeheizt. Der Schnee fällt nicht mehr, das Rollfeld am Sportflughafen ist frei, kein Mensch weit und breit zu sehen, keine Spuren im Schnee. Dan verlässt sich beim Starten auf seine Sicht. Glück gehabt, im klaren Wetter fliegen wir eine halbe Stunde lang über nichts als Farmland. Unter uns glitzert weihnachtlich die Schneelandschaft. In regelmäßigen Abständen erheben sich kleine Häuserkomplexe mit Silos, Schuppen, Stallungen, umgeben von weitläufigen Feldern. Wenigstens hundert Acker (1 amerikanischer 'acre' ist 4047 Quadratmeter) bildet ein Gehöft. Die Felder sind fast überall mit geheimnisvollen Runen gekennzeichnet. Ich sitze hinten und kann nicht fragen. Kaum Wälder sind zu sehen, nur das Zickzack kleiner Flüsse. Keine große Stadt verwirrt den Blick. Wir sind in den 'Midlands'. Auch Clarinda, der Ort an dem wir landen, ist kaum als Städtchen mit Einwohnern zu erkennen, es hat ca. 5.500 Einwohner.

"Hier ist nichts verschlossen," meint Dan, als er ein dick verschneites Auto abbürstet, das am wiederum menschenleeren Flugplatz steht und uns einlädt einzusteigen. Der Schlüssel

steckt im Zündschloss. Alle Piloten der Gegend, die hier landen, dürfen das Auto benutzen. Es gehörte einmal der Polizei und ist noch gut in Schuss. Der Motor springt gleich an. Und nun sehe ich die Gehöfte vom Boden aus. Zu meinem Erstaunen bemerke ich, dass die Runen, die ich vom Flugzeug aus bemerkt hatte, Terrassen auf welligem Land sind, die Erosion verhindern. Dan war einer der ersten Bauern hier im Umkreis gewesen, der vor zwanzig Jahren diese Terrassen anlegte. Ich frage ihn, wo denn die großen Rinderherden seien, von denen ich noch einige im Video gesehen hatte. Nein, die gibt es kaum noch. Jetzt werden praktisch im ganzen Land im Rotationsverfahren nur Mais oder Sojabohnen angebaut. Abwechselnd nähren sie den Boden. Ab und zu sieht man eine Gruppe mit 20 oder 30 Schweinen nahe einer Farm. Auch Dan hatte jahrelang Schwerstarbeit in moderner Schweinezucht mit 300 Schweinen geleistet, um bei den Banken schuldenlos zu bleiben. Als ihm die Arbeit zu viel wurde, konnte er deshalb seine Farm auch mit Profit versteigern. Nur zwei Pferde sehe ich auf einer Koppel und fotografiere sie gewissermaßen als Kuriosität, denn es gibt ja kaum welche hier. Dans Haus ist jetzt vermietet und die Ländereien hat ein Nachbarfarmer bekommen. Erstaunt frage ich nach der Agroindustrie, die doch in Amerika voll entwickelt ist, und wo ausgedehnte Ländereien fabrikmäßig bewirtschaftet werden. Das gäbe es hier in Iowa und Nebraska ganz und gar nicht, vielleicht in Texas, erfahre ich. Die wenigen Bauern, die sich hier weiter halten, kaufen mehr Land und können mit einem modernen Maschinenpark ihre Familien weiter gut ernähren. *'Think small but act global'*: Die meisten Sojabohnen werden nach Japan ausgeführt.

Immer wieder eine neue Überraschung. In Clarinda steht das Geburtshaus von Glenn Miller. Wer hätte das gedacht. Bewundernd und nostalgisch erbettle ich einen Abstecher dort hin, besichtige das zweistöckige grüne Holzhaus und vergewissere mich nochmals auf der Bronzetafel der Daten: Glen Miller, 1904 - 1944. Mit gemischten Gefühlen erinnere ich mich an einen Jahresrückblick vor kurzem im Fernsehen. Der auch in Europa so beliebte Band-Leader, der mit dem Swing Hit *In the Mood* nicht nur tief in meiner Psyche verankert ist, hat sein Image als 'moralisch einwandfreier' Midwesterner leider verloren. Es wurden Dokumente gefunden, wonach Miller gar nicht auf einem Flug von England nach Paris über dem Ärmel-Kanal "im dichten Nebel verschwand", sondern in einem Pariser Bordell umgekommen sein soll. Die Leute von Clarinda, die seit langem Geschichten voneinander austauschen, und die nicht immer mit integren 'Family Values' zu tun haben, waren sicherlich nicht erstaunt. Auch der Roman von Jane Smiley, *Eintausend Äcker*, ebenfalls auf Deutsch übersetzt und im letzten Jahr als Film zu sehen, zeigt nicht nur eine gesunde, ursprüngliche Bauernschaft, sondern spiegelt die Geschichte des König Lear wider, die nach Iowa verlegt wurde und darüber hinaus sexuellen Missbrauch des Vaters thematisiert. Bringt der Skandal das Touristengeld, wie es jetzt schon durch Buch und Film *Midnight im Garden von Good and Evil* von John Behrendt in Savannah, Georgia, der Fall ist?

Eine rührende Weihnachts-Story fehlt natürlich im Omaha World-Herold nicht. In der Zeit, in der Weltfrieden gefeiert wird und den Menschen ein Wohlgefallen geschehen soll, lassen solche Geschichten auch kurz die verborgenen Abgründe aufleuchten. So wird berichtet, dass einem zwölfjährigen Jungen durch einen Brief an eine große Fleischverpackungsfabrik eine kapitale Weihnachtsüberraschung für seine Mutter gelang: Sie wurde auf sein Bitten von der Fabrik wiederingestellt, nachdem sie von ihrer Stelle gefeuert wurde, die ihr mit 6,40 Dollar pro Stunde als alleinige Erzieherin zweier Kinder kaum das Existenzminimum einbrachte. Sie hatte mehr Krankenurlaub genommen als ihr zustand, behauptete die Firma. Der Sohn allerdings erklärte im Brief, dass seine Mutter nicht arbeiten konnte, weil sie vergewaltigt worden war. Nun darf sie wieder Fleischpakete packen, vielleicht bekommt sie sogar einige Stunden frei, um vor Gericht zu erscheinen. Ende gut, alles gut?

Beim Rückflug nach Chicago bleibe ich vor dem Stand mit den "saftigsten Omaha Steaks" stehen. Soll ich ein Risiko eingehen? Auf Rinderwahn steht schließlich Tod. Doch meine neue, in der Spiel-Hölle von Council Bluffs geweckte Spielernatur siegt: Warum nicht? Und mehrere Kilogramm der berühmten Omaha Steaks finden dann als Bordgepäck ihren Platz in einem Kabinenfach von Southwestern Airlines. Ende gut alles gut.